

Die „weiße Frau“.

In den Hausagen deutscher Fürstengeschlechter spielt die Spitzgale der „weißen Frau“ eine besonders wichtige Rolle. Am bekanntesten ist sie aus der Geschichte der Hohenzollern, wo sie bereits im 15. Jahrhundert erscheint. Sie soll in dieser weit zurückliegenden Zeit eine Gräfin Orlamünde gewesen sein, die aus Liebe zu dem Burggraf Albrecht dem Schönen von Nürnberg ihre Kinder getötet hatte und dafür mit dem Tode bestraft wurde. Geschichtsforschungen haben ergeben, daß es eine Gräfin Orlamünde damals nicht gegeben hat und daß die ganze Geschichte Erfindung ist. Nach der Sage bedeutet das Erscheinen der „weißen Frau“ dem betreffenden Herrscher- geschlecht Unglück. Zweifellos ist dies Erscheinen der Spitz- gale auf Unjug zurückzuführen. Abenteuerlich veranlagte Hofdamen oder Kavaliers haben ihn nachweislich angehtit. So meldet die Chronik, daß im 16. Jahrhundert Markgraf Albrecht der Krieger eigenhändig eine „weiße Frau“ zum Fenster hinauswarf, die sich als ganz normales Lebewesen entpuppte. Es war ein Mordtäter, der dem Markgraf nach dem Leben trachtete, und sich in ein Spitzgewand hüllte, um ungehindert im Schlosse „umgehen“ zu können. Ein ähnliches Schicksal erfuhr ein Page im Dresdner Schlosse, wo er die Rolle des „Mönches“, des bekannten Dresdner Wahrzeichens, spielen wollte und dort im gleichen Kufe wie die „weiße Frau“ als Unheilverkünder steht. Als die Franzosen Baireuth besetzt hatten, zeigte sich die „weiße Dame“ mehrmals auf dem Schlosse, um gegen die Unwesenheit Napoleons nädlich zu protestieren. Der Spitz dauerte bis 1822, in welchem Jahre der Kaiserin dieses Schlosse, ein Franzosenhasser, starb. Also auch hier erklärte sich der Spitz als durchaus erklärlich. Im Berliner Hohenzollernschlosse, wo auch die „weiße Frau“ mehr- mals gesehen sein sollte, offenbarte sie sich einmal als eine Hof- dame, ein anderes Mal als ein im Winde flatterndes weißes Tuch. Die Ursache dieses Spitzes ist die Mondgöttin Helate, die als Göttin der Nacht auch die Beherrscherin des Schatten- reiches ist. Als solcher brachte man ihr Opfer dar, um die Seelen zu beschwören, noch einmal zu erscheinen, und so wurde ihr allmählich die Macht beigelegt, den Tod eines Menschen durch Erscheinenlassen eines Abgeschiedenen vorherzusagen.

Bunte Mappe.

Sonderbare Kuren. Eine Kur, wie sie die Ärzte mit Papst KlemenS V. vornahmen, um ihn, wenngleich vergeblich, am Leben zu erhalten, kehrt sckwerlich je wieder. Der Kranke ver- brauchte in vierzehn Tagen für 40 000 Dukaten Medikamente, alle aus kostbaren Edelsteinen bereitet, von denen eine Arznei für 300 Taler im Bericht der Ärzte angegeben ist. Sie war indes noch nicht die teuerste; denn in Warsilia, von wo man ihn nach Rom schaffte, aß er einen kostbaren Diamanten. Er starb 1534. Ein anderes, von Fürsten und Reichen damals viel gebrauchtes Medikament war das Bernsteinöl. Auch ließ Johann Medebach pro Lot für 5 Taler verkaufen. Auch ließ man sich Glennzklauen aus Preußen kommen, die besonders gegen Schlagflüsse halfen. Es mußten aber „echte“ Glennz- klauen sein oder „gerechte Einhornklauen“, wie die Fürstin von Schwarzburg schreibt, d. h. solche von einem Glenn, das zwischen zwei bestimmten Festtagen der Jungfrau Maria er- legt worden ist.

Komisches Mißverständnis. Ein bekannter englischer Ge- lehrter, Sir Thomas Audland, besuchte einst den Erzherzog Johann von Österreich in dessen Jagdhaus, dem Brandhof. Der fürstliche Hausherr begrüßte ihn mit Liebenswürdigkeit und trug der alten Haushälterin, die im Brandhof das Ge- pter führte, eigens auf, ein recht vorzügliches Mahl zu bereiten und auch den von Sir Thomas mitgebrachten Kammerdiener aufS beste mit Speise und Trank zu versorgen. Beides ge- schah. Der englische Diener, der kein Wort Deutsch verstand, ließ es sich ganz vortrefflich schmecken. Nach drei oder vier Gängen legte er gestätigt Messer und Gabel hin und sagte artig: „Thank you. No more.“ (Danke Ihnen. Nichts mehr.) Schweigend entfernte sich die Haushälterin, kehrte aber bald wieder mit einer dampfenden Schüssel zurück. Der — äußerst

höfliche — Kammerdiener wurde verlegen. Zu jener Zeit war das „Nötigen“ noch sehr gebräuchlich, und das Meinsagen bei Tisch galt oft geradezu als Beleidigung. Durfte er nun die Haushälterin eines so hohen Herrn beleidigen? Nein, das war unmöglich. So verzehrte er denn tapfer, was ihm die alte Frau vorgelegt hatte, sagte aber dann, mit einer ab- wehrenden Handbewegung, sehr bestimmt und lebhaft: „No more! No more!“ Jedoch es währte nicht lange, und eine neue Speise erschien. Mit krampfhafter Anstrengung machte sich der Engländer auch über diese, um nach getaner Arbeit sein „No more!“ noch dringender zu wiederholen. Nach einer kurzen Erholungspause ward neuerdings ein Gericht vor ihn hingestellt. In seiner unerschütterlichen Höflichkeit langte er zu, obwohl ihm bereits schier der Angstschweiß auf die Stirn trat, ries aber in verzweifelterm Tone: „No more! No more!“ — Nun eilte die Haushälterin fast weinend zum Erz- herzog: „Kaiserliche Hoheit, i weiß mir nimmer zu helfen! Der Kerl is net zum Ersättigen. Immer sagt er: „No“ mehr, no“ mehr!“ — Jetzt hab' i ihm noch an Sterz locht!“

Der älteste Kalender. Der älteste Kalender wurde in Ägypten bei einer Mumie gefunden. Er ist 3000 Jahre alt und befindet sich jetzt im Britischen Museum in London. Die Tage sind auf demselben mit roter Tinte verzeichnet und unter jedem ist eine Figur und drei Zeichen angebracht, welche ebenfalls auf das Wetter hindeuten. Der Kalender ist auf Papyrus ge- schrieben, aber leider nicht ganz unverletzt. Wahrscheinlich war er schon vor dem Tode des Eigentümers zerrissen.

Praktische Winte.

Fenster Scheiben und Spiegel putzt man am schnellsten schon blank, wenn man Schlemmtreibe fest in ein Leinwand- läppchen bindet, mit kaltem Wasser befeuchtet, daß die Schlemm- treibe sich erweicht, und damit über die Scheiben hin und her- fährt, sogleich aber mit einem Tuch nachwischt, bis sie ganz rein sind.

Rohrstühle zu reinigen. Rohrgelecht reinigt man mit Seifenwasser, dem man zuvor noch etwas Spiritus zusetzt. Natürlich muß die Politur der Stühle geschützt werden, was durch Auflegen von Tüchern geschieht. Man reibt mit einer kleinen, nicht zu harten Bürste, welche man öfters in die Seifenlösung taucht, das Rohrgelecht ab, bestreut es, so lange es noch feucht ist, mit Schwefelpulver, läßt es bis zum Trocken- werden liegen und bürstet es dann mit trockener Bürste ab.

Um Kleister geruchlos zu erhalten, sind schon sehr viele Vorschläge gemacht worden, aber sie sind alle nicht verlässlich, und doch wäre die Verwendung von Kleister in vielen Fällen angezeigt, da das Arbeiten mit demselben viel reiner ist und er überdies ein bedeutend billigeres Klebemittel ist als andere. Um das Übel des Sauerwerdens und Riechens nun zu verhüten, ist es am allerbesten, dem frischen Kleister un- gefähr ein Zehntel seiner Raummenge Alkohol zuzusetzen. Dieser Alkohol muß gut verübt werden, und bewirkt dann, daß keine faulige Gärung entstehen kann, sondern der Kleister wochen- und monatelang geruchlos bleibt und sich ebenso in Fläschchen aufheben läßt, wie z. B. Gummiarabikum. Es ist nicht gut, hierzu ordinären, fäulhaltigen Spiritus zu verwen- den, weil sonst der Fäulgeruch vorschlägt.

Lustige Ecce.

Chef: „Glauben Sie, daß der neue Seidenstoff gehen wird?“ — Einkaufser: „Was heißt gehen? Galoppieren wird er.“

Büchleier: „Ich bedaure, auf Schillers Werke gebe ich nichts.“ — Student: „Sie rechnen sich zu den gebildeten Ständen?“

Mutter: „Ich verstehe nicht, wie konntest du nur dem Affessor einen Kuß geben?“ — Tochter: „Oh, ich stellte mich auf die Behen, und da ging es ganz gut.“

„Stellen Sie sich mein Pech vor. Gestern zog mir mein Zahnarzt einen falschen Zahn aus.“ — „Wie? Sie haben falsche Zähne?“

„Jetzt habe ich auf „Nebuladnezar“ 100 Mark verloren, weil Sie mir gesagt haben, das Pferd gewinnt im Schritt.“ — „Nu, kann ich dafür, daß die anderen Galopp gelaufen sind?“

Unterhaltungs-Beilage

zum Allgemeinen Anzeiger und Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 14.

Druck und Verlag: Wlb. Bell jr., Halber i. Westf.

1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(Nachdruck verboten.)

(14. Fortsetzung.)

Hofer streckte mechanisch die Hand zum Glase hin, er- hob es aber nicht und blieb auch nach wie vor sitzen.

Das genierte aber Onkel Jordan nicht im geringsten. Er stieß sein Glas an das Hofers und rief:

„Prost — auf die Zukunft! Nicht wahr?“

Hofer führte sein Glas langsam an die Lippen und nippte daran. Der Wein kam ihm jetzt furchtbar sauer vor.

Als aber alle wieder ihre Plätze eingenommen hatten, wurde es mit einem Male ganz still im Zimmer. Keiner konnte das rechte Wort finden, um eine Unterhaltung an- zufangen; jeder aber hatte die klare Empfindung, daß hier etwas Voreiliges geschehen war, was sehr stark einer gro- ben Taktlosigkeit gleich.

Und dies ergab sich bis zu einem gewissen Grade aus dem Verhalten des Mannes, auf den das feurige Hoch ausgebracht worden war. Die Röte, die eben seine Wan- gen bedeckt hatte, war einer merkbaren Blässe gewichen. Verlegenheit, Ärger und Zorn kämpften in ihm. Wollte man ihn denn mit Gewalt zwingen, sich mit der Frau, die er erst zum zweiten Male in seinem Leben sah, sofort zu verloben? Hatte er denn etwas gesagt oder getan, was dieses sonderbare Benehmen des alten Herrn irgendwie rechtfertigen konnte?

Es wurde ihm immer unbequemer auf seinem ge- polsterten Stuhl. Es trieb ihn, rasch von seinem Sitz auf- zuspringen und so schnell als möglich dieses Haus zu ver- lassen. Aber die Höflichkeit gebot ihm, noch einige Zeit zu bleiben. Seine plötzliche Entfernung würde doch einer Beleidigung der Hausfrau gleichgesehen haben.

Onkel Jordan fühlte, daß etwas nicht in Ordnung war, und die Stille wurde ihm unbehaglich. Er warf einen Blick auf seine Nichte und sah, daß sie ganz blaß geworden war und mit bestürztem Gesicht und zusammengepreßten Lippen hilflos vor sich hinstarrte.

Er forderte nun die Gäste wieder zum Trinken auf. „Meine Herrschaften, wir müssen noch zum Selt kommen“, sagte er. Und er redete weiter und bemerkte tadelnd, daß die Menschen gegenwärtig so wenig tranken, und daß es in den Tagen seiner Jugend ganz anders und viel besser gewesen sei; da konnten die Leute schon einen recht großen Tropfen vertragen, und sie taten es auch; sie tranken mit Durst und vollem Behagen.

Doch seine Worte gingen verloren — die gute Stim- mung wollte sich gar nicht einstellen. Etwa eine halbe Stunde verging, während das Gespräch sich mühsam weiter schleppte. Da erhob sich plötzlich Kiefewetter, nach- dem er mehrere klar verständliche, beinahe flehende Blicke von Hofer erhalten hatte, und nachdem dies geschehen war, stand auch Hofer auf — der Moment der Erlösung war für ihn gekommen.

Er wandte sich zu Frau Erna Hartmann, reichte ihr die Hand und bedankte sich für die Gastfreundschaft.

„Was? Sie wollen doch nicht etwa gehen?“ rief Onkel Jordan.

„Ja, ich muß leider“, sagte Hofer entschuldigend, „ich werde in einer Gesellschaft erwartet“, log er hinzu.

„Ach was, Sie bleiben noch!“ sagte Onkel Jordan eindringlich, „nun gerade, wo es erst so recht gemütlich geworden ist!“ Und er faßte ihn am Arm, als hätte er die Absicht, ihn gewaltsam zurückzuhalten.

Aber Hofer machte sich ruhig und energisch los. Selbst ein Onkel Jordan hätte ihn nicht dazu bringen können, noch weiter hierzubleiben.

Mit der gebührenden Höflichkeit verabschiedete sich Hofer von den andern Gästen und schritt zur Tür hinaus. Als er aber im Korridor Hut und Überzieher vom Kleiderrechen nahm, stand plötzlich Frau Hartmann neben ihm.

„Das tut mir sehr leid, Herr Hofer, daß Sie schon gehen“, sagte sie.

„Leider — ich muß es“, antwortete er höflich. „Ja, wenn Sie müssen“, meinte sie nachgiebig, „aber ich hoffe, bald, recht bald Sie wieder bei mir zu sehen. Sie kommen, ganz gewiß, nicht wahr? Sie brauchen sich vorher nicht anzusagen. Sie sind immer willkommen. Also ich sehe Sie bald? Ganz gewiß! Wie?“

Er konnte unmöglich nein sagen. Er mußte unbe- dingt versprechen, bald wiederzukommen, wenigstens zu einem gemütlichen Kaffee, so ganz gemütlich, ohne Feter- lichkeit, ohne andere Gäste — wie ein guter Freund des Hauses.

„Ein guter Freund des Hauses“, brummte er, als die Tür sich endlich hinter ihm schloß, und er tief aufatmete die Treppe hinabschritt.

Wie konnte es nur kommen, daß er so schnell zum guten Freunde avanciert war und nur durch sein Ver- sprechen die Verpflichtung hatte, bald wieder einen Besuch zu machen?

Beinahe schmeichelte es seiner Eitelkeit, daß dieser Zwang auf ihn ausgeübt wurde, daß er als Mann mit so geringen Mitteln der vermögenden Frau, der es an Frei- ern doch nicht fehlen konnte, so sehr gefiel.

Und ein Gedanke schlich ihm ins Herz, der ihm zu- raunte, sich doch nicht so ablehnend zu verhalten, zumal er sich ja als Kaufmann ohne Stelle, ohne Vermögen und ohne Aussichten sehr quälen und mühen mußte, um er- stieren zu können. Seine Elise hatte ihn ja doch vollständig verlassen. Alle Bemühungen, sie aufzuklären, sich mit ihr zu verständigen, waren vergebens gewesen. Er sah keinen Weg mehr, den er hätte einschlagen können, um mit seiner früheren Braut nur wenige Minuten zu sprechen.

Einsam, ganz einsam war er geworden, und verlassen von aller Welt. Und mühen mußte er sich Tag um Tag mit Leuten, denen er selbst half, hochzukommen, und die ihn dann eines Tages gleichfalls im Stich lassen wür- den.

Würde er aber hier zugreifen, so wäre es mit einem Schlage anders.

Er schüttelte den Kopf. Gedankenvoll, in innerem Kampf schritt er seiner stillen Behausung zu.

Sechzehntes Kapitel.

Wieder hatte Hofer eine Vorladung erhalten, um 11 Uhr vormittags, ganz präzise, auf dem Polizeipräsidium im Zimmer des Kriminalkommissars von Reinbach zu erscheinen.

Als Hofer die Vorladung durchgelesen hatte, seufzte er schwer und bedrückte auf. Diese Last würde er sobald nicht los werden, sagte er sich. Es war ihm — so unschuldig er sich auch fühlte — eine Art Horigkeit beschieden. Er mußte gewissermaßen immer da sein, immer des Rufes der Polizei gewärtig, und mußte sich, als wenn er selbst das Verbrechen begangen hätte, in seiner Lebensführung so halten, daß auch nicht für die geringste Vermutung Raum blieb, daß er irgendwie an der bösen Tat, die an ihm begangen worden war, beteiligt sei.

Niedergeschlagen und trübe sann er vor sich hin. Das Geschäft, das er betrieb, brachte ihm allerdings einen Verdienst, der ihm eine Existenz ermöglichte. Es wäre ihm aber doch lieber gewesen, seine Stelle bei Junghans zu behalten, um sich dann, wenn er seine Ehe geheiratet haben würde, ein Leben aufzubauen, das seinem Geschmack besser entsprochen hätte.

Ja... mit der Nacht, in der der unbegreifliche Diebstahl begangen worden war, hatte ihn auch das Glück verlassen. Um eines dummen Zufalls willen hatte sich auch Er von ihm gewendet, und jetzt stand er in wirrem, in bösem Widerspruch mit sich selbst, mit seinem Fühlen und Wünschen, mit der harten Wirklichkeit und der stillen Hoffnung, die noch immer in seinem Herzen glimmte und von ihm nicht weichen wollte. Sollte er wie ein rechnender Geschäftsmann handeln und nach dem Wohlstand, nach dem Vermögen greifen, das sich ihm mit einer noch immer stattlichen Frau bot, oder sollte er sein Herz weiter an Sehnsüchte und Illusionen der Liebe hängen, die sich wahrscheinlich niemals erfüllen würden?

Er rüttelte sich empor. Die Zeit schritt unaufhaltsam weiter; um elf Uhr mußte er auf dem Polizeipräsidium sein, und vorher hatte er noch einige wichtige Geschäftsgänge zu erledigen.

Er verließ eilends die Wohnung und widmete sich mit der ihm eigenen Sammlung dem Beruf, den er sich ausgesucht hatte, und als die Uhr die erste Stunde schlug, stand er mit der Gewissenhaftigkeit des pünktlichen Mannes in dem Bureau des Polizeikommissars, der ihn erwartete.

Als Hofer in das Zimmer trat, befand sich hier außer dem Kommissar noch ein Herr mit dunklem Haar, dunklem Schnurrbart und sehr trockenem nüchternen Gesicht. Während nun Herr von Reinbach mit beinahe auffallender Freundlichkeit auf Hofer zuschritt und ihn begrüßte, indem er ihm wie einem alten guten Bekannten die Hand reichte, richtete der Fremde starr seinen Blick auf Hofer, als wollte er sich seine Physiognomie so genau einprägen, daß er sie nie mehr vergessen konnte. Dann aber wandte er sich, und ohne weiter mit Reinbach zu sprechen, verließ er mit den Worten: „Adieu, Herr Kommissar!“ das Zimmer.

Hofer sah unwillkürlich fragend den Kommissar an. Reinbach lachte.

„Der Gauner, den wir seit Hamburg suchen“, sagte er, „steift sich darauf, in einer Maske zu arbeiten, die Ihnen etwas entfernt ähnlich ist. Der Mann, der hier war, ist ein Berliner Pfandleiher. Der hat mit ihm ein Geschäft gemacht. Ich ließ Sie extra kommen, damit er Sie sieht. Natürlich kennt er Sie nicht... darum ist er seiner Wege gegangen. Wir werden uns nun bemühen, Sie vor Verwechslungen zu schützen.“

Sehr tröstlich war diese Auskunft für Hofer gerade nicht. Die Polizei mußte sich offenbar immer wieder davon überzeugen, daß seine Hände völlig rein waren, und daß er immer nur der leidende Teil blieb.

Und wie bei seinem letzten Besuch in diesem Zimmer, legte ihm Herr von Reinbach ungefakte Diamanten vor, die er daraufhin prüfen sollte, ob sie vielleicht vom Diebstahl herrühren.

Er betrachtete sie sehr genau, prüfte sie sachmännisch und erklärte sich schließlich außerstande, ein Urteil abzugeben. So wie diese Diamanten und Brillanten aussahen, sahen Tausende von geschliffenen Steinen aus. Sollten sie aber irgendwie vom Diebstahl herrühren, so sei mit den größeren Steinen eine Veränderung vorgenommen wor-

den, die es völlig unmöglich macht, sie als zum Diebstahl gehörig zu bezeichnen.

„Ganz wie bei den Steinen von Mittelstadt“, bemerkte der Kommissar.

„Ich habe niemals behauptet und werde es auch nie behaupten, daß diese Steine aus dem Frankfurter Schmuckstamm“, sagte Hofer. „Möglich wäre es ja, wahrscheinlich aber ist es nicht.“

„Und diese — aus der Berliner Pfandleihe?“ fragte der Kommissar auf die Diamanten zeigend.

„Wie gesagt“, antwortete Hofer achselzuckend, „ich weiß es nicht, ich kann weder ja noch nein sagen.“

In diesem Moment klingelte im Zimmer des Kommissars das Telefon, lang und schrill, als wäre der Anruf im Zorn erfolgt.

Herr von Reinbach meldete sich, hielt den Hörer ans Ohr, machte ein eigentümliches Gesicht, hängte den Hörer an und sagte:

„Bitte, warten Sie noch einige Minuten hier. Ich komme sofort zurück.“

Er ergriff das Kästchen mit den Diamanten, schloß es in die Lade seines Stehpultes und verließ rasch das Zimmer.

Erst nach einer geraumen Weile kam er zurück. Sein Gesicht trug alle Merkmale des Verdrusses und der Enttäuschung.

„Also, die Sache Mittelstadt ist aufgeklärt“, sagte er. „Eine vornehme Dame — sie war eben selbst bei der Polizei... Der arme Kerl kann nichts dafür... Aber warum prokt er im Café Nordstern mit solchen Dingen?“

Auf der einen Seite indiskret und unvorsichtig wie ein kleines Kind, auf der andern verschwiegen, wie ein stolzer Hidalgo... Ach, diese vornehmen Damen mit ihren Lieblingen!... Gibt so einem unerfahrenen Jungen ein Neffenvermögen blind in die Hand, statt sich an einen ehrlichen Juraweltler zu wenden, der ihr besser und schneller geholfen hätte... Dafür mußte der schöne Mittelstadt wochenlang in Untersuchungshaft sitzen... Na, dieser Fall scheidet also aus... erledigt... Wir müssen die Spuren anderwärts suchen... bei Ihrem Doppelgänger, Herr Hofer... Und ich glaube, wir werden ihn finden... wir werden ihn finden!... Wenn er nur munter so weiter arbeitet.“

Hofer empfahl sich und ließ den Kommissar in recht schlechter Laune zurück.

Aber auch er war nicht gerade in bester Stimmung. Der Gedanke an den Doppelgänger beunruhigte und quälte ihn, obgleich er sich sagte, daß die Polizei nun endlich besser Bescheid wissen und keine Zweifel mehr in ihn setzen werde. Er fühlte sich aber trotzdem nicht vor mancherlei Unannehmlichkeiten sicher, und die beständigen Vorladungen ins Polizeipräsidium schwebten wie ein Damoklesschwert über ihm und seiner Ruhe.

Als er wieder auf der Straße war, war ihm die rechte Stimmung, seine Besuchstour bei den Kunden zu machen, verdorben. Er fühlte sich nervös erregt, er konnte im Moment nicht die Geduld und die Festigkeit aufbringen, die er für sein Geschäft bei den Leuten brauchte, die ihm oft mit allerlei Kleinigkeiten einen Abschuß erschwerten.

So schlug er den Weg zu seiner Wohnung ein, wo er Verschiedenes erledigen wollte, bis er neue Sammlung zu neuen Geschäftsgängen gefunden haben würde.

Aber gerade heute war es ihm nicht beschieden, eine Ruhepause zu genießen... Als er sein Zimmer betrat, fand er eine Rohrpöste vor, deren Inhalt ihm eine Überraschung bereitete: Herr Strecker, den er beinahe völlig vergessen hatte, bat ihn, sofort nach Erhalt dieser Karte in sein Bureau zu kommen, da der Geschäftsbetrieb, über den sie vor so und so vielen Wochen miteinander gesprochen hatten, nunmehr ins Leben treten und Hofer heute seine Funktion beginnen sollte.

Er mußte sich doch erst einen Moment befassen, was Strecker von ihm verlangte. Völlig von dem Geschäft, das er jetzt betrieb, in Anspruch genommen, war ihm das Gespräch mit Strecker dermaßen zur Vergangenheit geworden, daß er in seiner Erinnerung in der letzten Zeit gar nicht mehr darauf zurückgekommen war.

Nun aber wußte er wieder: Es handelte sich darum, Edelsteine abzufächeln und Wege für deren Verkauf anzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Dichtung.

Im Vorübergehen.

Es hing eine Blüte am Baum,
So lose, so leise!
Es kam der Wind und streifte sie kaum
Und nahm sie mit auf die Reise.
Dir hing ein Kuß am Mund,
Ich nahm ihn vermessend.
Er wurzelte in meinem Grund,
Wirft ihn, wie ich, vergessen!

Emil Claar.

Auf dem Balle.

Momentbilder von Egon Kosta.

(Nachdruck verboten.)

Der erste Ball.

Wie das in wirbelnder Flut den Saal durchrauscht. Lore steht bang, erwartungs- und sehnuchtsvoll dicht neben der Mutter an der Eingangstür und späht nach Plätzen aus.

Daß auch die Mutter so spät erst fertig wurde, sie, Lore, war schon so lange fix und fertig dabei, und wenn es nach ihr gegangen wäre, so würde sie auch schon längst da mitrasen und mittanzen.

Nun will die Mutter wieder dort hinten Platz nehmen! Da wird kein Tänzer ihr nahen! Nein, wie man sich doch manchmal über eine Mutter ärgern muß!

Lore steuert hinter ihrer Mutter den „schlechten“ Plätzen zu. Aber auf dem Wege dorthin schon wird sie von einem Tänzer attrappiert, und bald wirbelt sie mit im Strudel der tanzenden Paare.

Wie das schön war!

Dann sitzt sie auf dem unvorteilhaftesten Platze hinter ihrer Mutter. Überall werden die Tänzerinnen geholt, nur zu ihr scheint niemand vordringen zu wollen.

Doch auch vorn bleiben da und dort Tänzerinnen sitzen, und zu ihr kommt der Tänzer von vornhin. Und kaum will sie sich später wieder von ihm zum Platze führen lassen, nach schon ein anderer, der sich ihr vorstellt und sie engagiert. Aber da vorn auf den guten Plätzen bleiben die sitzen, die erst schon saßen.

Bald hat sie erkannt, daß auch im Tanzsaal gilt, was überall in der Welt Geltung hat: wirkliches Verdienst, — denn sie weiß, daß sie gut tanzen kann, — die Gabe, sein Können in vorteilhaftester Weise zu zeigen, — denn sie hat sich für den Ball so hübsch gemacht wie möglich, — und nicht zuletzt freilich: die Günst des Schicksals, auf Menschen zu treffen, die suchen und daher finden. Im großen Wettbewerbs des Lebens, der überall, auch im Tanzsaal, an einer Überzahl von Verwerbern leidet, ist diese Günst nirgends zu entbehren.

Die Kritik.

Drei Freundinnen, Lotte, Lise und Lolo, treffen sich auf dem Ball, dem Ball der studierenden Jugend.

Lotte, das hochlegante Kommerzienrätstochterlein, sitzt da in ihrem kostbaren Kleidchen und möchte bewundert sein. Sie blickt umher und empfindet nur Wehagen, daß sie eigentlich die herrlichste Toilette von allen den vielen jungen Schönheiten im Saale trägt.

Natürlich will sie auch tanzen, und sie ist durchaus nicht böß darüber, daß sie recht oft engagiert wird. Aber über eins ist sie doch ein ganz klein wenig ärgerlich: wenn die Herren eine kleine Pause machen und, wie üblich, mitten im Tanz ein wenig im Saal promenieren, so sprechen sie von allem möglichen, nur nicht von dem einen, das ihre Seele am meisten bewegt, nämlich nicht davon, daß sie doch eigentlich ganz entzückend aussieht in ihrem schönen Kleide.

Liese, ein Professorentochterlein, ein ungemein geschicktes Mädel, — sie sitzt bereits, mit sechzehn Jahren in Prima und will Philosophie studieren, was natürlich nicht hindert, daß sie auch gern tanzt, wozu wäre sie sonst auch auf den Ball gegangen — ist nicht minder umworben, wenn sie auch nicht solch elegantes Kleid trägt, denn sie ist ja die Tochter des vielvermögenden Herrn Professors.

Gleichwohl sind es nicht bloß Pflichttänze, die die Tänzer mit ihr machen, denn sie ist jung, hübsch und tanzt ganz gut, aber wenn die Tänzer in den Pausen mit ihr promenieren, dann plaudern sie von allem möglichen, über das man im Tanzsaal eben mit seinen Tänzerinnen zu sprechen pflegt. Lise, das Professorentochterlein, das davon träumt, selbst einmal Professorin zu werden, möchte anders unterhalten sein, als sonst

sie unterhalten werden. Sie will von gelehrten Dingen sprechen; sie ist ein klein wenig Frauenrechtlerin und empfindet es als „Schmach“, daß man sie auch nur als Backfisch, nur als Tänzerin hier ansieht. Sie möchte gern schon als Kommilitonin gehalten werden. Sie liebt keine faden Unterhaltungen.

Lolo, das lebenslustige Döchterlein eines Sanitätsrates, das, ohne von den Gedanken über eine entzückende Toilette erfüllt zu sein und unbeschwert von vielem Wissen und großem Wissensdurst, in den Ballsaal trat und nur dort tanzen möchte und immer tanzte, weil sie den Herren nie Zeit ließ, sich mit ihr zu unterhalten, — wenn diese einmal eine Pause machten, um zu promenieren mit ihr, fand sich immer gleich ein anderer, der schon lange auf eine Extratour wartete, — sie, Lolo, stürzte in einer Pause auf ihre beiden Freundinnen zu und sagte: „Ist's nicht herrlich!“

„Ganz nett“, meinte Lotte, „wenn nur nicht die Herren immer so geschäftig reden wollten!“

„Ist's nicht herrlich?“ erwiderte Lise. „Rein vernünftiges Wort kann man mit ihnen reden!“

„Entzückend finde ich sie!“ jubelte Lore. „Sie tanzen famos und reden nicht!“

Vom Standpunkt der Mutter.

Mit drei Töchtern ist sie angetreten auf dem Balle, die Frau Sanitätsrat Lantowitz. Wie eine Henne, die ihre Küchlein bewacht, hat sie unterwegs im Wagen geseffen, aber bereits auf der Treppe zum Ballsaal wurde aus der Henne eine Strategin. Die mütterlich sorgliche Frau, die nur darauf acht hatte, daß Ella sich nicht erkälte, Klara sich nicht das Kleid drücke und Ottilie gerade sitze, redete sich in dem Augenblick, da sie mit ihren Töchtern das Treppenhäus betrat, in die Höhe und ward im Nu Feldherrin, die den Schauplay des Kampfes zu überblicken trachtete und ihren Feldzugsplan machte.

„Seht rechts hin!“ flüsterte sie den Töchtern zu, „links steht die Richter mit ihrer langen Anna! Die braucht ihr vorläufig nicht zu sehen! Ich möchte die nicht auch noch auf dem Balle haben! Da oben steht der Referendar Nummer! Nicht recht freundlich!“

Und bevor sie es noch gesagt, hatte sie selbst schon dem Referendar zugewinkt.

„So beil' dich doch, Ottilie!“ heißt's in der Garderobe, während sie an Klaras Kleid herumbastelt. „Nichters werden uns noch zuvorkommen!“

Dann geht's in den Ballsaal.

„Ella, dort drüben stehen Mertens mit einem jungen Mann, geh' hinüber mit Ottilie und begrüß' sie. Ich werde inzwischen mit Klara Plätze suchen.“

Die Töchter gehen, und die Frau Sanitätsrat geht mit Klara zur andern Seite und läßt sich dort nieder.

„Wie langsam die gehen, der Herr wird noch vorher sich verabschieden! Na, endlich! Ottilie, siehst du Bekannte? Meyers! Ach was, die brauchst du nicht zu sehen. Mit drei jungen Leuten sagst du: Mein Gott, möchten doch nur die Mädels endlich von Mertens zurückkommen, dann könntest du mit ihnen zu Meyers gehen! Allein kann ich dich doch nicht hinschicken, zu dumm! Deshalb die dort wohnen bleiben!“

Endlich wird getanzt, und Frau Sanitätsrat Lantowitz scheint mit hundert Augen den Tanzsaal zu beobachten. Sie sieht, daß Ella für ihren Tänzer zu schnell tanzt, Klara kein Wort zu ihrem Tänzer spricht, Ottilie sich schlecht hält, Nichters lange Anna sehr gut tanzen kann, der Referendar Nummer sich viel zu lebhaft mit seiner Tänzerin, einem beängstigend schönen Mädchen, unterhält; sie hat einen Blick erhascht, den ein Herr, der nicht tanzt, auf ihre Ottilie geworfen, sie hat beobachtet, wie eine Mutter auf den Herrn gezeigt, der mit ihrer Klara tanzt, sie hat gesehen, wie Ella an einem Herrn vorbeitanzte, der sie grüßen wollte, ohne daß dieses Kind, — beinahe hätte sie gedacht: dummes Schaf, — von diesem Grüßenwollen etwas merkte.

Und sie hat noch viel mehr gesehen, beobachtet und gemerkt, was eben nur eine Mutter zu erspähen vermag, die mit drei Töchtern auf dem Ball geht.

Und als endlich der Ball zu Ende war und alle vier Damen wieder in der Droschke heimwärts fuhren, und Ella ausrief: „Ich hätte noch drei Stunden bleiben können, ich bin gar nicht müde!“, da stimmten Klara und Ottilie ihr bei und riefen wie aus einem Munde: „Ich noch länger!“

Frau Sanitätsrat Lantowitz aber meinte: „Ich bin todmüde. Ihr habt ja auch nur getanzt! Ich hatte mehr zu tun!“

(Schluß folgt.)